

Briefe an die „N. Z.“

Luftschutz und Wehrwille

Bis jetzt haben wir Private es mit den Luftschutzmaßnahmen recht gemächlich genommen. Verdunkelt wurde wohl; denn sonst gab's Scherereien mit den Behörden! Aber wie viele haben wohl freiwillig einen Luftschutzbombenraum in ihrem Hause eingerichtet oder auch nur Gasmasken angekauft? — Nachdem die jüngsten Ereignisse gezeigt haben, was Versprechen im heutigen politischen Leben wert sind, — und daß somit die Anerkennung unserer Neutralität nur so viel gilt, als wir unsere Neutralitätserklärung mit konkreten Verteidigungsmaßnahmen bekräftigen — ist es an der Zeit, daß nicht nur unser Militär, sondern auch der Private sich auf alle Eventualitäten rüstet. Dazu gehört auch, daß wir, soweit uns dies möglich ist, private Luftschutzbombenräume errichten. Machen wir dabei Gebrauch von der Hilfe, die uns die Luftschutz-Organisationen anbieten.

Durch solche Maßnahmen wird keine Kriegspolizei geschaffen. Im Gegenteil: wenn irgend etwas, so wird der sich auf diese Art bezeugende Abwehrwille unseres Volkes dazu beitragen, unserem Lande den Frieden zu erhalten. Nicht nur die Regierung, sondern auch der Privatmann hat heute die Pflicht, auf jede mögliche Weise, durch Wort und Tat, zu bekräftigen, daß die Schweiz jeden ihr aufgesetzten Kampf mit dem Einsatz absolut aller Kräfte durchzuführen würde.

Trage jeder an seiner Stelle dazu bei, daß die innere und äußere Opferbereitschaft nicht nur heimlich vorhanden, sondern auch sichtbar sei. Ein gegen Luftangriffe nur schlecht geschütztes Hinterland beweist wohl unseren Glauben an den guten Willen Dritter, nicht aber, daß es uns mit der Verteidigung unseres Bodens so heilig ernst ist, wie dies tatsächlich der Fall ist. Wenn je, so kann man in der heutigen Zeit das spanische Sprichwort auf uns anwenden, daß es „nicht genüge gut zu sein, man müsse auch gut scheinen“.

D. H.

Was darf man noch sagen?

Wieder einmal erfahren wir durch den Radio, daß ein europäisches Volk — groß oder klein, steht hier nicht in Frage — zum Opfer der brutalen Ziele und Ideologien eines Regimes wird, das nicht das feinste ist. Wieder einmal verklärt der Radio, daß die Regierungen der großen Demokratien diesen willkürlichen Angriff moralisch verurteilen und, die vollkommene Übereinstimmung ihrer Standpunkte verkündend, weiter konstatieren. Durch ihre Neutralität befindet sich die Schweiz in der glücklichen Lage, von jedem offiziellen Ausdruck ihrer Zustimmung oder Abneigung Abstand zu nehmen. Zum großen Teil, so hoffen wir wenigstens, geben die Schweizerbürger ihrer Entrüstung in ihrem Familienkreise freien Lauf. Wir zählen uns zu diesen Letzteren. Unsere Kommentare zu den letzten Nachrichten von Beromünster führen uns unter anderem zur folgenden Frage:

In welchem Maße kann der Einzelne in unserem Lande seiner in anständiger, aber kategorischer Weise formulierten Meinung Ausdruck geben? Darf man noch sagen, daß in Italien und in Deutschland gewisse Männer fest entschlossen sind, ihrem brutalen Willen jenseits der Grenzen Geltung zu verschaffen, daß ihre Außenpolitik sich auf die Bedrohung und die Vergewaltigung stützt, um unter voller Mißachtung des Rechtes, der Freiheit und jeglichen humanitären Gefühles, ihr Ziel zu erreichen? Darf man die Gefühle äußern, die uns gegenüber den Männern erfüllen, die die Verantwortung für diese Politik tragen?

Die Beantwortung dieser Frage ist deshalb wichtig, weil sie zeigen soll, ob die Verhältnisse es noch gestatten, eine Bewegung der öffentlichen Meinung auszulösen, um dem heftigen und heimtückischen Druck von politischen Systemen, die ein Teil der Menschheit rundweg ablehnt, Widerstand zu leisten — Bewegung, unabhängig von politischer und sozialer Einstellung, einfach für die Achtung des Rechtes und der Freiheit.

Die Veranlassung dieser Frage: Viele sind enttäuscht — keiner steht auf — wie könnte man es tun! Und trotzdem — jeder, der in seinem Innern protestiert, muß zugeben, daß er, zufolge seiner Passivität, mit einem geringen Teil von Schuld an dem bedauerlichen Zustand beteiligt ist. Jede christliche Heberzeugung verdient gleiche Beachtung. Heute, da die Diktatoren den Wellenbereich der Welt mit ihren Reden erfüllen, warum sollte dem einfachen Bürger eines freien Landes die moralische Genehmigung nicht zugestanden werden, seine eigene Heberzeugung offen, doch mit Maß zu bekunden. Was denken davon unsere Mitbürger?

C. A. R. M.

Schutz- und Traktion „Die Schweiz den Schweizern“

Die Aktion „Die Schweiz den Schweizern“ hat unmittelfach an die letzten schweren internationalen Störungen anschließend an ihre Mitglieder und Freunde folgende Kundgebung zur Unterschrift verfaßt:

„Unter dem Eindruck der letzten schicksalsschweren Ereignisse in Europa richte ich an die Bundesregierung folgende Kundgebung:

Sollte eines Tages auch nur ein Fuß breit Boden unseres Landes von einer fremden Armee besetzt werden, so erwarte ich von der Regierung, daß keine schwächliche Rücksichtnahme auf zu vermeidendes Blutvergießen sie in ihren Entschlüssen beeinflusse.

Ich habe am Radio mit Genugtuung von einer ähnlich lautenden Auffassung eines Bundesrates gehört. Auch ich bin bereit, mein Leben im Kampf für die Freiheit einzusetzen.

Lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben!
(Unterschriften.)“

In wenigen Tagen sind gegen zwanzigtausend Unterschriften aus allen Landesteilen eingelaufen, welche dem Bundesrat übermittelt wurden. Diese Kundgebung ist ein Beweis der allseitigen Bereitschaft der Bevölkerung, unter Einsatz aller Kräfte für das Land einzustehen und sich von keinem Defaitismus anstecken zu lassen, und auch, daß in erster Stunde die gesamte Bevölkerung hinter der Regierung steht.

L. B.

Und zwanzig Jahre später ...

Zu Beginn des Monats März sind auf den Waffenplätzen der Infanterie allein über 6000 Rekruten des Jahrganges 1919 eingerückt. Dazu kommt noch eine große Zahl bei den übrigen Waffengattungen. Es werden in den Schulen, die am 1. August beginnen und die dann vier und nicht mehr bloß drei Monate dauern werden, nicht weniger junge Leute auf den diversen Waffenplätzen einrücken. Die Gesamtzahl wird um 15 000 Rekruten sein.

Damit wäre also der erste Jahrgang derer, die nach dem ungelungen Ringen, das über vier Jahre dauerte, auf unserem von der Kriegsfurie so furchtbar gepeinigten Planeten erschienen sind, nun zum wehrfähigen Manne herangewachsen. Als wir diese jungen Männer anfangs März, frohgelaut, wie es das herrliche Angebinde der Jugend ist, den verschiedenen Eisenbahnhöfen, aus allen Richtungen kommend, entgegen sahen, da drängte sich uns ein vergleichender Gedanke zwischen der Mentalität von damals und heute hinsichtlich des Wehrwesens unseres Landes unwillkürlich auf.

Was hat man euch, ihr jungen, nun zum Manne herangewachsenen Schweizer an der Wiege für Friedensschmalmeien gelehrt. Vom ewigen Frieden man geredet, und weite Kreise glaubten wirklich an das Wort: „Nie wieder Krieg“, ja mit einer Polizeitruppe zum Ordnungsdienst glaubten manche Leute damals allen Ernstes, auskommen zu können. Auf alle Fälle waren es nicht bloß notorische Antimilitaristen, die diesen jungen Erdenbürgern glaubten voraussetzen zu können: „Ihr habt nun nicht mehr zu befürchten, daß ihr jemals etwas von dem erleben müßt, was wir jetzt gottlos hinter uns haben.“ Ungefähr so hörte man in den Kinderstuben der jetzt zum Ausbildungsdienst einberufenen 1919er Reben.

Er hat recht, der alte Busch mit seinem Spruch: „Zum ersten kommt's oft anders, zum zweiten, als man denkt.“ Diese Erfahrungstatsache nötigte auch unser Land, den sich leider zu allem andern als zum „Ewigem Frieden“ entwickelnden Verhältnissen Rechnung zu tragen mit der verstärkten Landesverteidigung und vorab mit der verbesserten Ausbildung der Truppe. Der erste Anlauf geschah durch den Volksentscheid vom Februar 1935, wo noch in gewissen Kreisen die Notwendigkeit verneint wurde; seither scheinen jene Kreise von der Notwendigkeit einer besseren Ausbildung und vermehrter Opfer für das Wehrwesen auch überzeugt zu sein. Das Vaterland darf jedes Opfer fordern — dieses Bewußtsein, wie es in „Zehn“ heißt, ist durch die in letzter Zeit erfolgten Ereignisse ins klar geworden.

Wenn man daher einen Vergleich zieht, zwischen dem Geburtsjahr der heute im Ausbildungsdienst stehenden jungen Wehrmänner und der Gegenwart, so kommt man fast dazu — so ungeheuerlich es ist —, dem „alten Frik“ und nicht dem in seinem Dienste stehenden ausgezeichneten Gelehrten, dem Zürcher Sulzer, so gerne man es tun würde, Recht zu geben. Als nämlich der Aesthetiker Sulzer einst bei dem König wieder zum Vortrag geladen war, da bot er eine Apotheose auf die Güte des Menschenschlechtes und die daraus folgende Entwicklung. Der König hörte zu, sagte aber am Ende des Vortrages dem Optimisten Sulzer: „Vous ne connaissez pas cette maudite race, à laquelle nous appartenons“ (Sie kennen die erbärmliche Rasse, zu der wir gehören,

volle Art auseinanderreißt. Was an diesem Werk imponiert, ist zunächst die Entschiedenheit und geistige Energie, mit der die Probleme der Großform auch wirklich großzügig angepackt werden, ist im weiteren die absolut konfessionslose Haltung, die nichts mit spekulativem Extremismus zu tun hat, vielmehr ihre Wurzel in einer fähigen Selbstständigkeit des Denkens und des musikalischen Formungswillens besitzt. Man könnte versucht sein, von einer intellektuellen Musik zu sprechen — das Wort freilich ohne jeden fatalen Beigeschmack gebraucht —, wüßte sie nicht rhythmische Energien außergewöhnlicher Art zu entfesseln, die mindestens in den bewegten Teilen herrlich-schroffe Charakterzüge, Temperament und Vitalität hervortreten lassen. Das Eigenartige, ja Lebererfahrende an der Begegnung mit dieser Sinfonie liegt aber wohl vor allem in dem Faktum, daß deren konstruktive Elemente im wesentlichen rhythmischer und harmonischer Art sind. Die melodische Erfindung ist — wie namentlich der durch manche feine Einzelzüge interessierende langsame Satz vertritt — trotz fühlbarem Streben nach Plastik eher unergiebig und entbehrt nicht nur der sinnlich-unmittelbaren Ausdruckskraft, sondern vor allem auch, des großen, lebendig strömenden Aktes. Lieber die Kurzgliedrigkeit im Adagio und die vielen jähen Abbrüche und blockartigen Tuttiabriegelungen der Finalesvorbereitung hinweg vermögen die angesammelten rhythmischen und harmonischen Spannungen nicht immer den Bogen zu schlagen. Die fast ausschließliche Herrschaft eines homophon-freskhaften Stils, die im Orchester zu reichlichen Verdopplungen und zu einem mehr nur figur-

nicht.) Das ist ein hartes Wort, voll von Verachtung der Menschheit; indessen, ist die Gegenwart nicht derart, daß nicht dem Pessimisten in „Sanssouci“ in etlichem zugestimmt und dem vortrefflichen Schweizer Sulzer geringere Menschenkenntnis vorgeworfen werden müßte? Oder hatte dabei jeder sein Volk im Auge? So selbstgerecht wollen wir nicht sein. Allein, den meteorologischen Melodien, die wir durch das Radio im verflochtenen Monat März Abend um Abend zu hören bekamen, müssen wir auch in anderer als meteorologischer Hinsicht als zutreffend zustimmen: „Bei nördlichen Winden weiterhin trübe ...“ Und wenn es nächstens lautet: „Bei südlichen Winden bewölkt ...“, so trifft auch das zu. Oder darf man trotz allem noch hoffen? Gut wäre es ja; unterdessen ist das andere Wort: „Stellt die Wache aus“ zu beherzigen, und zwar eine gutausgebildete Wache, das sind nun — welche Ironie — ausgerechnet die Söhne jener Damaligen, die ihren Tornister anno 1919 abknallten, im Glauben, ihren Erbsöhnen sei das „Aufnehmen“ dieses notwendigen militärischen Requirits bereits erspart.

A. B.

Bereitschaft

Was würde geschehen, wenn ...?

Was würde geschehen, wenn eines Tages ein fremder Machthaber unseren Bundespräsidenten und den Vorsteher des Politischen Departements zu einer Besprechung zu sich berufen würde? — Ich nehme an, daß sie diesem Rufer nicht folgen, dafür Sicherheitsmaßnahmen treffen würden.

Was würde geschehen, wenn dieser Machthaber die Forderung in ultimativer Weise wiederholen würde? — Ich denke, daß wir als Antwort die Armee mobilisieren würden.

Was würde geschehen, wenn nun seinerseits dieser Machthaber seine eigene Armee mobilisieren und mit erdrückender Hebermacht gegen unser Land marschieren würde? — Ich denke, daß wir ihn auf unsere gute Sache vertrauensvoll erwarten würden.

Was würde geschehen, wenn sich diesem Machthaber eine zweite benachbarte Macht anschließen würde, unser Land also von zwei Seiten her bedroht wäre? — Wir würden uns auch gegen dieses Land vorsehen. Bei allem würden wir die Hoffnung hegen, daß uns die übrigen Länder nicht ganz im Stiche lassen werden.

Man redet dem Schweizer einen Kleinlichen, Krämerischen Geist nach; er überlegt vorwärts und rückwärts, auf welche Weise er am meisten Vorteile ergattern kann. Wenn es aber um Bestand oder Nichtbestand des Vaterlandes geht, da kennt der Schweizer keine Heberlegungen, keine Bedenken, keine Rücksichten, keine Vorteile und Nachteile mehr, da ist er nicht Krämer, nicht Spekulant, nicht Diplomat, nicht Philosoph: Da ist er einzig und allein Kämpfer. Da wird der Schweizer zum Helden von St. Jakob an der Aare, der sich weder durch Hoffnungslosigkeit des Kampfes, noch durch verlockende Friedensangebote von der Selbstwehr bis zum letzten Atemzuge abbringen läßt.

Wir müssen heute das eine wissen: Schweizer zu sein, bedeutet nicht nur ein Glück, sondern auch eine Gefahr. „Und sehet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!“ sagt Schiller. Es gibt Jahrzehnte, in dem sich diese Opferbereitschaft nie zu zeigen braucht. Dann gibt es wieder Augenblicke, die vielleicht für ein Jahrhundert entscheiden, in denen der Mensch alles in die Waagschale werfen muß, um sich das Glück zu erringen, ein Schweizer sein zu dürfen.

Diese Bereitschaft muß trotz den furchtbaren Folgen, die sie möglicherweise in sich schließt, bei jedem Schweizer in jedem Augenblick bestehen. Die Ereignisse erfolgen heute so schlagartig, daß jegliches Bedenken schon den Untergang bedeutet. Im hintersten Schweizer muß die Gewißheit bestehen, daß es dort, wo die Unabhängigkeit, die Ehre, der Bestand unseres Volkes in Frage steht, gar kein Verhandeln, gar keine Ermüdungen, gar keine Vor- und Nachteile gibt, sondern allein K a m p f.

H. F.

Vorbeugen ...

Um der ungeheuren Gefahr einigermaßen zu begegnen, die die starke Heberfremdung der Schweiz im Kriegsfall bedeuten würde, stelle ich folgende Anträge zur Diskussion: Ausländern, die sich dauernd in der Schweiz aufhalten, ist der Besitz von Feuerwaffen nur erlaubt, wenn sie einen amtlichen Waffenschein besitzen. Der Waffenschein darf nur in Ausnahmefällen, die streng geprüft werden sollen, verabsolgt werden. Wird ein Ausländer ohne Waffenschein im Besitz von Feuerwaffen betroffen, so wird er im Frieden mit sofortiger Ausweisung bestraft, im Kriegsfall mit standrechtlicher Erschießung.

Diese Vorschläge scheinen auf den ersten Blick recht drakonisch; aber man stelle sich einmal vor, was es für unser Land bedeuten würde, wenn wir im Kriegs-



Der Sieger von Amriswil

Oblt. Iklé (St. Gallen) führte Exilé in der Hauptprüfung der Amriswiler Osterspriesen, im Jagdspringen um den Preis von Amriswil, zum Siege.

A. T. P.-Bilderdienst

fall so hunderttausend bewaffnete Feinde im Rücken hätten! Die heutige Zeit hat keinen Platz für Sentimentalitäten. Sie verlangt schonungslose Härte im Kampf um unsere Freiheit!

W. R.

Bestattungsfeiern ohne Pfarrer

Im Zusammenhang mit der Bestattung eines prominenten Mitbürgers, die kürzlich in einer Zürcher Kirche ohne Pfarrer erfolgte, ist da und dort die Ansicht verbreitet worden, es sei ein Unrecht gewesen, für diese Bestattung die Kirche zur Verfügung zu stellen. Die meisten Pfarrer unserer Landeskirche sind dieser Ansicht und verlangen, daß so etwas nicht wieder vorkommen dürfe. Das zwingt uns zu einer öffentlichen Erörterung; denn unser Volk, auch das kirchlich gesinnte, verliert es nicht, wieso man den Angehörigen eines allgemein geachteten und verehrten Mannes, der überdies zeitweilig der Landeskirche angehört und die Kirchensteuer bezahlt, das kirchliche Lokal für eine so ernste Feier verweigern möchte. Der Fall wird schwieriger, wenn es sich um einen Toten handelt, der der Landeskirche nicht angehört.

Unteruchen wir zunächst die Rechtslage. Gegenüber der Ansicht, daß es ganz im Belieben der Kirchenpflege stehe, die Kirche als Lokal gegebenenfalls auch den eigenen Kirchengemeindegliedern zu verweigern, steht die andere, diese hätten dadurch, daß die Kirche ihre Steuern anstandslos entgegennahm, auch ein Recht auf die Beanspruchung von Kirche und Pfarrer für eine Abdankung erworben. Wenn sie nun dieses Recht nur zur Hälfte benützen wollen, so sei das ihre Sache. Bekanntlich kommen auch sogenannte Hausabdankungen vor, wo man nur den Pfarrer, nicht aber das kirchliche Lokal beansprucht. In gleicher Weise bestehe ein subjektives Recht der Familie eines Kirchengenossen auf die Kirche allein. Dazu käme noch das politische Recht aller Stimmberechtigten, die Hergabe der Kirche zu fordern und im Verweigerungsfall an die Gemeindeversammlung zu gelangen, damit sie es für künftige Fälle beschließen. Dieses letztere Recht gilt sogar für die Bestattung solcher, die der Kirche nicht angehören. Der Umstand, ob das Kirchengebäude der Kirchengemeinde oder dem Staat gehöre, ist in dieser Frage belanglos; denn der Staat hat die Verfügungsgewalt über seine Kirchen den kirchlichen Organen überlassen.

Nur für die Versammlungen der politischen und der Schulgemeinden sind die Kirchenbehörden verpflichtet, die Kirchen bedingungslos zur Verfügung zu stellen. Niemand kann es hindern, daß da sehr weltliche Dinge zur Sprache kommen, unter Umständen in sehr aufgeregter und unschönen Auseinandersetzungen. Man verhandelt über Gemeindezulagen an Lehrer und Pfarrer, über Schulbauten und Kirchenorgeln, über Wasserwerkungen, Zuchtstiere und Feuerwehrrsprühen, über hohe ethische Fragen und sehr materielle Interessen. Die Kirchenbehörden überlassen ihre kirchlichen Räume an Schulsynoden und Schulkapitel, wo es schon vorgekommen ist, daß atheïstische Redner Lehren verkündeten, die den kirchlichen durchaus entgegengelehrt waren. Anstandslos werden sie auch für Feiern der Schulgemeinden, Elternabende, Konzerte, Vorträge usw.

Neue Musik in Winterthur

—uh. Unter den Studienaufführungen dieses Winters war die vierte (letzte) vom 29. März, die die Bekanntheit mit einer Sinfonie von Ernst Georg Wolff sowie mit dem Violinconcert von Alban Berg vermittelte, zweifellos die interessanteste. Zwei Namen, zwei Werke — und zwei Welten, wie sie stärker kontrastierend nicht gedacht werden können. Ist die Aufführung einer Sinfonie eines Schweizer an sich schon nichts Alltägliches, so gewinnt der Fall sein besonderes Gewicht und Gesicht durch den Umstand, daß es sich nicht um das Werk eines unserer bekanntesten Schweizer Komponisten und auch nicht um das Erstlingswerk eines jungen Unbekannten handelt, sondern um die Hervorbringung eines 56jährigen Außenleiters, der in engsten Fachkreisen durch eine ebenso unabhängige als geistvolle Arbeit über die „Grundlagen einer neuen Musikästhetik“ und die auf ihr aufbauende „Mediale Harmonielehre“ starkes Interesse gefunden hat. Als Komponist ist Wolff m. W. nur einmal vor vielen Jahren mit einer äußerst knapp gehaltenen Luftspielouvertüre an die Öffentlichkeit getreten. Die 1938/39 entstandene Sinfonie nun stellt sich als das Werk eines durchaus „autonomen“ Geistes dar, der seinen Gestaltungswillen auf die überlieferte, jedoch durchaus frei und interessant abgewandelte vierstimmige Form der Sinfonie richtet und sich — mag auch ein gewisser Mangel an Erfahrung im Orchesterjahr unverkennbar sein — mit ihr auf ebenso bemerkenswerte als eindrucksvolle

rativen Einsprengen von Kleinmotiven (namentlich der Streicher) führt, der Verzicht auf die Schichtung und Gegenanspannung der Polyphonie, mit andern Worten: auf musikalische „Raumtiefe“ wird dem breit angelegten Werk gefährlich. So sehr das konsequente und auf scharfe Umrisse angelegte Herausarbeiten und Durchführen metrischer, rhythmischer und harmonischer Gebilde — die letzteren bedürften einer speziellen Betrachtung — und zweifeln auch originelle Neuprägungen wie die des Scherzotyps dieser sinfonischen Musik Interesse sichern, so bleiben doch auch natürliche Ansprüche an ein großformatiges Werk unbefriedigt. Gewiß bedingt Stilbildung stets Auswahl: hier jedoch dürfte die eigenwillige Beschränkung, die bis zur Regierung wesentlicher musikalischer Gestaltungs- und Ausdruckselemente geht, und auf der anderen Seite eine gewisse Heberbeanspruchung der eingesetzten Mittel im Gefolge hat — man wird dazu auch Eigentümlichkeiten wie die reichliche Anwendung schlagartiger Wirkungen und instrumentalt-technische Dinge (Wiederwendung zählen können —, doch an die Frage rühren, ob eine genügend tragfähige Basis für ein Werk von immerhin so beträchtlichen Ausmaßen erhalten bleibt. Die Frage aufwerfen heißt noch nicht sie beantworten wollen oder können, handelt es sich doch um eine Komposition von ganz singulärer, durch eine starke Geistigkeit ausgezeichneter Haltung, deren Rang als Kunstwerk zu bestimmen nach der ersten Begegnung bedeutend schwieriger sein dürfte als gewohnt zu werden, daß sich in ihr eine Persönlichkeit und ein Charakter manifestieren.

Nach der aggressiven, den harten Klang bevorzugen, Sinfonie Wolffs bedurfte es einer gewaltigen Umstellung auf die bei aller ihr innewohnenden Seelenspannung unerhört subtile und eine letzte Differenzierung des Orchesterklangs auf dem Wege einer zu fast unbegreiflicher Feingliedrigkeit und Durchorganisierung des Tonsaßes in harmonischer, melodischer, kontrapunktischer und rhythmischer Beziehung vordringenden Opus ultimum Alban Bergs: seinem „dem Andenken eines Engels gewidmetem“ Violinconcert vom Jahre 1935. Dieses hochbedeutende Werk bezeichnet den Endpunkt nicht nur einer persönlichen Entwicklung, sondern einer musikalischen Epoche. Gleich Mahlers „Lied von der Erde“ nimmt es auf ergreifende Weise Abschied, — Abschied von einem geliebten Menschen, Abschied vom Leben, Abschied von einer Welt verfeinerten Lebensgefühls und müde gewordenen Sensualismus' und Sentivismus'. In diesem Requiem für Manon Gropius hat die Trauer über eine verlorene Welt des Schönen ihren vollkommenen, mit gewissen Teilen der „Virtu“-Musik eng verwandten Ausdruck gewonnen. Daß es die Sologeige ist, die die Klage anstimmt, kann nicht verwundern, denn der Einzelne, der Individualität stand im Mittelpunkt der hier ihre Verklärung erfahrenden musikalischen Epoche. Die seelische Entwicklungskurve dieses zauberhaften musikalischen Denkmals, das sich in zwei groß angelegten Konzerten darstellt, an dieser Stelle neuerdings nachzuziehen, erscheint zwecklos, — wer sich dafür interessiert, mag die ausgezeichnete Analyse Willi Reichs in dessen Alban Berg-Monographie (auf die bei dieser